

Erscheint wöchentlich siebenmal ...

Verlesen- u. Abonnementsannahme in Maribor ...



Mariborer Zeitung

Montags-Ausgabe

Ministerpräsident Gömbös über seine Rom-Reise

Ungarn muß mit dem Biererpakt rechnen

B u d a p e s t, 30. Juli. Die Fahrt des Ministerpräsidenten Gömbös gestaltete sich von dem Augenblick des Passierens der jugoslawischen Grenze bei Murakeresztur begannen zu einem Triumphzug. In Nagytanya wurde der Ministerpräsident von einer Abordnung der Bürgergesellschaft mit dem Bürgermeister an der Spitze feierlich begrüßt. Dasselbe wiederholte sich in allen Stationen entlang des Plattensees. In Szekesfehvar stiegen die Minister Babiny, Imrehy und Homan in den Zug ein, während in Budapest Kelenföld sowie auf dem Südbahnhof eine mehrtausendköpfige Menge Gömbös stürmisch begrüßte.

Der Biererpakt hat eine Atmosphäre geschaffen, in welcher die Lösung der aktuellen politischen und wirtschaftlichen Probleme Ungarns möglich erscheint. Ungarn muß mit dem Bestand des Biererpaktes rechnen, andererseits aber wissen wir, daß eine Lösung der Osteuropafragen ohne uns undenkbar ist. Meine Romreise verfolge eigentlich keine konkreten Ziele, keinerlei Ostlocomo oder etwas Ähnliches. Es war meine Aufgabe, nach Berlin und Wien die Ansicht Roms bezüglich des Biererpaktes und seiner Auswirkungen auf Ungarn kennen zu lernen.

Nachdem Gömbös die Uebereinstimmung der Politik Italiens und Ungarns festgestellt hatte, erklärte er noch, daß durch die Freundschaft mit Italien Ungarn ohnehin starke Lage im Donaubekken noch verstärkt worden sei, so daß jedermann die positionelle Energie als entscheidenden Faktor der Außenpolitik zur Kenntnis nehmen müsse.

Journalisten gegenüber erklärte Gömbös: „Die Reihenfolge der Reisen nach Berlin, Wien u. Rom ist eine zufällige. Eigentlich hätte Rom zuerst kommen sollen. Die Tatsache, daß die Rom-Reise an letzter Stelle stand, hat die Bedeutung jedoch nicht geschwächt.“

Roosevelts Kampf gegen die Wirtschaftsnot

Von Hoover zu Roosevelt / Aktive Wirtschaftsführung / Angriff gegen die Not von der landwirtschaftlichen Seite her

Der Vorgänger Roosevelts, Präsident Hoover, war seinerzeit vor allem mit der Unterstützung der Industriekreise als Garant der amerikanischen Prosperität gewählt worden. Es war ein persönliches Pech, daß ausgerechnet unter seiner Administration dieser für unerschütterlich gehaltene Wohlstand zusammenbrach. Damit sank sein Stern, und in den amerikanischen Industriekontoren konnte man schon Ende 1929 Worte bitterer Enttäuschung über das Versagen Hoovers hören. Er sollte helfen und dem über Nacht aus dem Gleis gesprungenen Zugzug der amerikanischen Wirtschaft wieder in Fahrt setzen. Aber Herr Hoover sah in seinem Büro, hatte die Wände tapeziert mit Statistiken und Wirtschaftskurven, und rechnete. Hoover glaubte an die zwangsläufige Dynamik des wirtschaftlichen Geschehens und scheute sich, mit hartem Griff in die Freiheit der Unternehmerrichterung einzugreifen. Alles, was er nach unendlich vielen Geheimkonferenzen mit den Führern der Industrie zu sagen wußte, war: „Kauft, kauft weiter wie bisher! Business as usual.“ Die Mahnung half nichts. Die Hemmnisse der ausgebrochenen Krise waren stärker als der gute Zuspruch. Die durch sie ausgelöste Dynamik trieb die Wirtschaft immer weiter zum Tiefpunkt.

Er schätzt Statistiken und Theorien gering. Höher steht ihm der Impuls eines unberrührbaren Willens und die unbedingte entschlossene Tat. Vor allem hat er keinen übermäßigen Respekt vor der so lange angebeteten Automatik der Wirtschaft. Er glaubt an das Recht der Führung, und wenn Hoover der Analytiker war, dann ist Roosevelt der willensstarke Aktivist.

Noch ein anderer Unterschied springt in die Augen: Hoover kam von der Industrie sich überdies ja Ende Oktober 1929 einer Krise gegenüber, die auf industriellem Gebiet ausgebrochen war, und die man deshalb von dieser Seite her anpacken zu müssen glaubte. Roosevelt hat lange Jahre im stillen Albany gesessen, inmitten der armen Distrikte, und hat als Gouverneur des Staates Newyork doch schließlich auch verwaltungsmäßig viel mit landwirtschaftlichen Dingen zu tun gehabt. Außerdem ist inzwischen die Not des amerikanischen Farmertums immer mehr angestiegen, und es ist also kein Wunder, daß Roosevelt jetzt von dieser Seite her zum entscheidenden Stoß gegen die Lähmung der wirtschaftlichen Kräfte des Landes ansetzt.

Das Problem, von hier aus betrachtet, sieht so aus: Der Farmer bekommt für seine Produkte Preise, die weit unter dem vorkriegsniveau liegen, während die Preise für Industrieerzeugnisse, die er kaufen muß, im Durchschnitt kaum niedriger geworden sind. Für ein Paar Schuhe muß er heute 15 Bushel Weizen hergeben. Vor dem Kriege kosteten sie ihn nur 5 Bushel. Die Aufgabe ist also, die Preise für Landwirte zu heben. Die Aufgabe ist also, die Preise für Landwirte zu heben. Die Aufgabe ist also, die Preise für Landwirte zu heben. Die Aufgabe ist also, die Preise für Landwirte zu heben.

Roosevelt, obwohl er sein Amt antret in einem Augenblick, wo dieser Tiefpunkt offenbar erreicht war und die Kurve sich vielleicht schon leise zu heben begann, sieht sich doch genau den gleichen Problemen gegenüber, die Hoover lösen sollte. Nichts kennzeichnet besser die verschiebene Natur der beiden Männer — oder muß man sagen: den Wandel, der sich inzwischen in der allgemeinen Auffassung vollzogen hat? — als die gänzlich andere Methode, mit der Herr Roosevelt der Wirtschaftsnot zu Leibe

Freuen Sie sich!

Noch zwei Tage und **Ki-Ki** ist da, ein Wunder, welches jedermann Freude bereiten wird.

Vor der Anerkennung Sowjetrußlands durch Amerika.

Paris, 30. Juli. Wie aus amerikanischen Quellen verlautet, wird der einflussreiche Finanzberater des Präsidenten Roosevelt, der Newyorker Bankier Bernard Baruch, der sich zurzeit zur Kur in Vichy aufhält, demnächst eine Besprechung mit dem russischen Außenminister Litwinow haben, der sich eben falls noch zur Kur in Mittelfrankreich aufhält. Gegenstand dieser Besprechungen soll hauptsächlich die Anerkennung Sowjetrußlands durch die Vereinigten Staaten sein. Wahrscheinlich werden die Vorverhandlungen noch längere Zeit in Anspruch nehmen. Gewisse amerikanische Wirtschaftskreise, besonders deren Vertreter, hauptsächlich der Senator Smith Brothart, stehen allerdings bereits mit der russischen Handelsvertretung in Newyork in ständigen Verhandlungen, und diese Kreise sind es auch, die sich bei der amerikanischen Regierung für die möglichst rasche Anerkennung Sowjetrußlands mit großem Nachdruck einsetzen.

Wieder deutsche Flugzeuge über Salzburg.

Salzburg, 30. Juli. Gestern um 11 Uhr vormittags erschienen über Salzburg in Staffel vier deutsche Flugzeuge und eine Viertelstunde später neuerlich drei deutsche Flugzeuge, aus denen abermals eine größere Anzahl von Flugzetteln abgeworfen wurde. In den Flugzetteln wird zum Steuerstreit und zum Abheben der Sparzulagen aufgefodert.

Die österreichische Gesandtschaft in Berlin wurde angewiesen, auch in diesem Falle den schärfsten Protest einzulegen.

Erztrprinz Otto in Nancy.

Paris, 30. Juli. Der frühere Erzherzog Otto von Habsburg ist gestern in Begleitung seiner Brüder Robert, Thomas, Felix, Karl Ludwig, Rudolf und seiner Schwägerin Adelheid, Charlotte und Elisabeth in Nancy eingetroffen. Die Brüder begaben sich nach der Chapelle-Ronde, wo die Gebeine der acht Erzherzoge aus dem Hause Lothringen ruhen, und verrichteten dort ein stilles Gebet.

Revolte in einem Leporalager.

Bukarest, 30. Juli. In der Leporalstation Tiltesti bei Jafcea, unweit Braila, ist vorgestern eine Revolte ausgebrochen. Eine Gruppe von Leporaltranken begab sich geschlossen nach Jafcea und schlepte den Verwalter des Lagers, denn die Kranken im Schlafe überwältigt hatten, mit sich. Die Einwohner schickte, von Panik ergriffen, vor den Kranken, die sich zur Polizei begaben und lärmend über angebliche Ausbeutung durch die Lebensmittellieferanten klagten.

Die Leporaltranken waren anscheinend schon im angetrunkenen Zustand aus dem Lager ausgebrochen und besetzten noch am Rande der Stadt, immer den gestellten Lagerverwalter mit sich schleppend, eine Gastwirtschaft, in der sie weiter tranken. Nur mit vieler Mühe und Not konnten die Behörden der vollkommen besinnungslos tobenden Kranken Herr werden und sie zur Rückkehr in die Leporalstation zwingen.

blem deshalb von der Produktionsseite herbeikommen. Amerika erstickt im Ueberfluß seiner landwirtschaftlichen Erzeugnisse. 45% der bisherigen Durchschnitts-Weizenernte waren im Inlande nicht unterzubringen und auf den Weltmärkten herrscht auch ein beängstigendes Ueberangebot. Die Amerikaner essen zu wenig. Die Männer wollen lieber Automobil fahren und die Frauen wollen schlank bleiben. Auf eine starke Konsumsteigerung ist also nicht zu rechnen. Deshalb hat sich Roosevelt durch ein neues Gesetz die Möglichkeit geschaffen, mit gewissen staatlichen Aufwendungen auf eine drastische Einschränkung der Anbauflächen und der Ernten hinzuwirken. Entweder läßt der Farmer 45% seines bisherigen Weizenlandes unbestellt und die Regierung garantiert ihm dafür, nötigenfalls durch Barzuschüsse, für die restlichen 55% Vorkriegspreise, oder die Regierung pachtet ihm das Brachland gegen Varentschädigung ab. Vom Baumwollfarmer verlangt man die Zerstörung eines Drittels seiner Saat und entschädigt ihn dann durch einen Anteil an dem Gewinn, den die Regierung durch die erwarteten höheren Preise beim Verkauf ihrer eigenen Baumwollvorräte erzielen wird. Großzügig gedacht. Ob dieses System sich ganz nach Wunsch auswirken wird, muß dahingestellt bleiben. Vor allem: wie wird die Wirkung auf den Produzenten sein, wenn die erhoffte Preissteigerung eintritt und damit wieder ein Anreiz zur Ausdehnung der Anbauflächen gegeben wird? Und es gibt im landwirtschaftlichen Betriebe auch Produktionsvorgänge, die sich beim besten Willen nicht staatlich regulieren lassen. In Washington wurde kürzlich auf einem lustigen Pressebankett eine Eau wegen Sabotage zum Tode verurteilt. Sie hatte 12 Ferkel geworfen, obwohl die Regierung nur acht erlaubt hatte.

Dieses landwirtschaftliche Hilfsprogramm Roosevelts kostet Geld. Er hat jetzt in seiner Rundfunkrede schon angekündigt, daß zur Bezahlung der Zinsen für die erforderlichen Anleihebeträge neue Steuern ausgeschrieben werden sollen, die natürlich in der Hauptsache die industrielle Bevölkerung treffen werden. Deshalb, und um ihre Kaufkraft überhaupt zu heben, muß Roosevelt sich auch mit der Verbesserung ihres Lebensstandards beschäftigen. Er hat einen dringenden Appell an alle Arbeitgeber gerichtet, in dem er sie auffordert, den Einheitscode der Regierung anzunehmen, der Minimum- und eine Verkürzung der Arbeitszeit vorsieht. Also praktisch eine Erhöhung des Realinkommens der Arbeiterschaft. Wer ihm folgt, wird mit einem Knopf Lochabzeichen belohnt werden.

Und noch etwas anderes, in der amerikanischen Wirtschaft Unerhörtes, hat Roosevelt angekündigt: Herabsetzung der Zinsen. Er hat noch nicht gesagt, wie er sie erreichen will, aber man kann sicher sein, daß er auch dabei sich nicht scheuen wird autoritativ in das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte einzugreifen und den Widerstrebenden seinen Willen aufzuzwingen.

Seemannslatein

Von Seeschlangen, Meerjungfrauen und Gespensterschiffen

Von E r w i n B ü c h n e r.

Halbe Nächte habe ich in dieser verregneten Sommerfrische mit Klaus Larsen in seiner verräucherter Fischerhütte zusammen und lasse mir von ihm seine schauerlichen Erlebnisse erzählen. Klaus ist heute 87 Jahre alt; er geht nicht mehr auf See seit zwei Jahren. Aber genau 70 Jahre lang hat er die Ozeane befahren, er kennt das Polarmeer und die Südsee, er ist ungezählte Male von Europa nach der neuen Welt gefahren, er kennt den Indischen Ozean wie seine Hosentaschen, und im Gelben, Chinesischen Meer ist er genau so zu Hause, wie an den Küsten von Südafrika oder bei den Feuerländern. Solange er mir wahre Erlebnisse berichtet, vielleicht über chinesische Seeräuber oder einem Sturm am Kap Verde, vielleicht auch über eine Kanalfahrt durch Minen im Weltkrieg, bin ich, so interessant seine Berichte auch lauten, nicht so ganz bei der Sache. Aber wenn es Mitternacht geworden ist, der Wind pfeift und der Regen rauscht, wenn er bei der dritten von mir mitgebrachten Zigarre ist — ein alter Seebär muß durchaus nicht nur Pfeife rauchen — und der Grog ihm die Zunge löst, dann wird es richtig. Dann läßt Klaus seiner Phantasie und dem ordentlichen Quantum Aberglauben, das jeder Seemann nun einmal besitzt, die Zügel schießen. Ich mache es mir so bequem wie möglich und graule mich, so gut es geht. Und Klaus erzählt mit ganz verträumten Augen und mit dramatischem Schwung.

Den Aufstoß gibt meine zitternde Frage, ob er wohl schon einmal dem Fliegenden Holländer begegnet sei. „Einmal?“, höhnlächelt Klaus, und er zählt an den Fingern ab: 2, 4, 5, 7, 8-mal! Und nun will ich Genaueres wissen. Der gespenstische Holländer, belehrt mich Klaus, ist in allen Meeren anzutreffen. Sein Erscheinen bringt immer Unheil über das Schiff. Einmal war Klaus der einzig Überlebende eines kleinen Fischdampfers, nachdem man vorher den „Fliegenden“ gesichtet hatte. Aber das Grausigste war doch, als Klaus den Holländer am Kap der guten Hoffnung sichtete. Klaus wird ganz aufgeregter, als er berichtet. Das Kap der guten Hoffnung ist die Stelle, wo den holländischen Kapitän sein Schicksal erreichte.

Vor mehr als dreihundert Jahren hat er mit seinem großen Segelschiff bei der Südspitze Afrikas gekreuzt und tagelang versucht, bei einem Hundewetter das Kap zu umschiffen. Unjenseit, es gelang ihm nicht. Immer wieder trieben ihn der Sturm und die Wut und er tat den sündhaften Schwur, daß er trotz Wetter und Wind, trotz Gott, Tod Mannschaft zu empören, da packte ihn die wütende See ab. Schon begann sich die und Teufel das Kap umschiffen wollen, und wenn er bis zum jüngsten Tage segeln mußte. Und nun segelt er wirklich schon seit vielen hundert Jahren im Weltmeer umher, und bis er erlöst wird, bringt er vielen Schiffen den Tod. Klaus weiß jetzt ganz genau den Tag, an dem das passierte. Am 23. September nämlich, in einer wahnstinnig stürmischen Nacht, als Klaus' Schiff selbst schwer mit den Elementen kämpfte und sich mühsam seinen Weg um das Kap suchte, ist ihm der Fliegende Holländer begegnet. Im Gegenfah zu seiner sonstigen, gespenstischen Lautlosigkeit und der leichenhaften Ruhe, die auf dem Gisterhiff herrscht, ging es diesmal laut zu. Man sah Gestalten auf Deck und hörte laute Kommandorufe. Auch war das Schiff durchaus nicht mit den schwarzen oder blutroten Segeln ausgestattet wie sonst. Es sah ganz normal aus, aber die erfahrenden Seeleute merkten doch gleich, daß irgend etwas nicht stimmte. Sie spürten es an dem Grauen, das ihnen die Haare zu Berge trieb, an der eiskalten Luft, die von dem Segler herüberwehte. Außerdem sahen sie es an der altmodischen Bauart und daran, daß ihre Signale und Rufe ganz ohne Erwiderung blieben. Eine haushohe Welle warf sie Seite an Seite mit dem fremden Segelschiff, und nun erlebten sie voll Grauen die ganze Szene. Schreckgebannt folgten sie den vergeblichen Versuchen des Holländers, vorwärts zu kommen, vergaßen dabei ihr eigenes Schiff, bis sie eine Sturzwellen, die drei Mann über Bord schwemmte, wieder daran erinnerte. Als sie sich nach dem unheimlichen Schiff wieder umsahen, war der

ganze Spul verschwunden, mit ihm hatte sich der Sturm gelegt, und bei beginnendem Tagesgrauen setzte die „Anna Kathrin“ ihren Weg fort. „Trotzdem erwischte uns das Unglück, als wir den nächsten afrikanischen Hafen anliesen, hatten wir die Cholera an Bord,“ schlief Klaus. „Einmal ist der Fliegende Holländer mitten durch uns durchgefahren. Man hörte keinen Laut, kein Nagel und keine Platte waren von der Stelle gerückt. Am übernächsten Tag ist unser Schiff durch eine Kesselexplosion in zwei Teile gespalten worden.“

Als Klaus merkt, daß mich seine gruseligsten Geschichten auf die Dauer doch ein wenig angreifen, fängt er an, von netteren Geistern zu erzählen. Natürlich gibt es besonders in der Südsee Meerjungfrauen in Mengen. Sie sind wunderschön, versichert mir Klaus, und sie tun einem furchtbar leid, weil sie noch unerlöste Seelen sind, die im Meer umherirren; aber man soll sich lieber nicht mit ihnen einlassen.

Auch der Klabaftermann meint es nicht böse mit den Teerjaden. Es hat es lediglich auf faule Matrosen abgesehen, die er aufs Schändlichste zücht. Nur in allerletzter höchster Not verläßt er das Schiff. Dann ist der

Untergang nahe. Mann kann ihn im Dämmerdämmer, wenn man die Wache auf Deck hat, vorn am Bug des Schiffes sitzen sehen, er sieht aus wie ein Hauskloß, nur trägt er Seemannsleidung. Daß ich Hauskloß in meinem Bekanntenreise habe, ist für Klaus ganz selbstverständlich. In früherer Zeit haben anständige und vernünftige Kapitäne immer dem Klabaftermann ein Schnäpfschen hinstellen lassen. Jetzt ist diese Sitte ganz ausgefallen, aber er, Klaus, hat stets in seiner Schlafkabinette ein Schnäpfschen für den Klabaftermann bereitgehalten, das dieser auch immer mit Appetit geleert hat. So felsenfest ist Klaus davon überzeugt, daß ich gar nicht lange nach Ratten oder Käsen frage.

Zum Schluß folgt noch das Kapitel von der Seeschlange. Kleinere Schiffe bringt sie glatt zum Kentern, sie macht solche Wellen, daß auch große Dampfer es spüren. Die größte, die Klaus erlebte, war anderthalb Mal so groß wie das ganze Schiff.

Hier kann ich nun meinerseits dem Klaus ein paar phantastische Geschichten aufzählen, die sogar wissenschaftlich begründet sind. Es gibt in großen Meeresküsten sicherlich Seeungeheuer, von denen wir keine Ahnung haben: Schlangen und Polypen und andere Untiere, deren Waise wir uns nur denken, die aber wohl gewaltig sein müssen. Und Klaus nickt zu meinen Ausführungen sehr sachverständig und meint, „natürlich gibt es Seeschlangen, und die leben gar nicht in unerforschlichen Tiefen, die schwimmen herum, ich habe sie doch selbst gesehen!“

Im Feuertempel der Parsen

Die Türme des Schweigens / Ein lebensgefährlicher Ausgang / Die Feueranbeter Indiens

Von E. Bauer.

Ich wollte schon lange genug in Indien, um allerhand Interessantes vom Leben und von den Gebräuchen der Parsen erfahren zu haben. Noch aber wußte ich nichts von ihren geheimen Gottesdiensten, bei denen jedem Europäer unter allen Umständen die Teilnahme verwehrt ist. Man hatte mir ein wahres Märchen erzählt von ein paar jungen Amerikanern, die vor Jahren in Verkleidung in einen parsischen Feuertempel eingedrungen waren. Neben den offiziellen Unannehmlichkeiten, die ihr unvorsichtiger Schritt zur Folge hatte, soll es ihnen an Ort und Stelle sehr übel ergangen sein. Trotzdem oder gerade deswegen kannte meine Neugier keine Grenzen, und ich setzte alle Hebel in Bewegung, um die Feueranbeter einmal bei ihrem Gottesdienst zu belauschen. Auf mein inständiges Bitten erklärte sich endlich ein Bekannter, selbst ein Parse, dazu bereit, mich in den Feuertempel mitzunehmen.

Jeder Europäer weiß von den Parsen — sie sind ursprünglich Perser, die um ihre Religion, der Lehre Zoroasters willen aus der Heimat vertrieben wurden und sich an den Küsten Indiens ansiedelten — daß sie ihre Toten weder verbrennen noch begraben, sondern wilden Raubvögeln zum Fraß überlassen. In einem heiligen Park in Bombay stehen die unheimlichen Bauten, die Türme des Schweigens — übrigens, soweit man bei der merkwürdigen Sitte davon sprechen kann, nach modernen hygienischen Methoden errichtet — dort hocken gespenstisch die „Totengräber“ und warten, bis man ihnen ein neues Opfer bringt. Für uns hat diese Begräbnisweise etwas Grausiges. Ich kannte längst den großen Park auf der Halbinsel Malabar Hill, der die Türme des Schweigens birgt. Im gleichen Park befindet sich auch eine Kultstätte der Parsen, ein sogenannter Feuertempel, zu dem die Mitglieder der Gemeinde besonders in den Abendstunden gehen, um ihr tägliches Gebet zu verrichten.

An dem verabredeten Abend wurde ich von dem mir befreundeten Parse zunächst entsprechend ausgestattet. Zu weißer, langer Hose bekam ich eine bis zu den Knien reichende weiße, hochgeschlossene Jacke, als Kopfbedeckung ein Samtkäppchen ohne Rand, wie es von den Parsen an Wochentagen viel getragen wird. An Festtagen sehen sie meist ein kunstvoll aus Papp und Papier zusammengeklebtes Gebilde auf. Sicherheits halber band ich mir auch die dreifache Schnur um den Leib, die die Parsen stets unter der Kleidung zu tragen pflegen, als Symbol ihrer Gebundenheit an den Allgott.

Um die Güte der Verteilung zu erpro-

ben, entschlossen wir uns, den Weg durch die Stadt bis zum Feuertempel zu Fuß zurückzulegen. Befriedigt konnten wir dabei feststellen, daß wir keinerlei Aufmerksamkeit erregten, auch nicht bei vorübergehenden Parsen. Hier muß allerdings gesagt werden, daß es in dieser kleinen Volksgruppe hin und wieder recht hellhäutige Menschen gibt, während die Mehrzahl eine gelb-braune Hautfarbe hat. In einem Hausflur kauften wir uns jeder ein Stück Sandelholz, dann empfing ich die Instruktion, mich dicht hinter meinem Führer zu halten und alles zu tun, was er mir vormachen würde. Im nächsten Augenblick standen wir schon, ehe ich mich noch innerlich vorbereiten konnte, im Vorraum des Tempels, wo wir inmitten einer wartenden Menge unsere Schuhe ablegten. Mir klopfte das Herz. Durch eine offene Türöffnung trat mein Bekannter vor mir in das Innere des eigentlichen Tempelraumes, in dem ich außer dem brennenden Feuer im Hintergrunde zunächst nur eine Anzahl von Gestalten erkennen konnte, auf die mein Führer zuschritt. Ich blieb, wie verabredet, dicht hinter ihm.

In dem kleinen Saal, an dessen einer Längsseite wir eingetreten waren, war ein quadratischer Raum durch drei Wände geteilt, während die vierte Seite durch den Mittelteil der dem Eingang gegenüberliegenden Wand gebildet wurde. Der übrige Teil der Haupthalle bildete also ein Hufeisen um den kleineren Raum, in dessen Frontseite sich ein Türschwamm befand. Hiervor stand eine Gruppe Menschen. Auf einem Marmorsockel innerhalb des kleineren Raumes, des Allerheiligsten, sah ich ein mehr als meterhohes, potalarartiges Gefäß, in dessen Öffnung das heilige Feuer brannte.

Aus dem Dämmer der teppichbelegten Halle sah ich nun einen nach dem anderen aus der wartenden Gruppe an die Türöffnung herantreten, daß der Schein der Flammen in dem Antlitz des Betenden widerleuchtete. Feierlich breitet ein jeder ein weißes Tuch auf die Schwelle und legt das mitgebrachte Stück Sandelholz zu den übrigen dem als Opfer dargebrachten Stücken. Dann kniet er nieder und neigt die Stirne gebetemurmelt bis auf den Boden, flüchtig und wie schon der eine, in minutenlanger Andacht der andere.

Ich tat wie mein Führer, kniete nieder, bewegte die Lippen; erhob mich und — stieß ziemlich unsanft gegen eine ältere Parse, die inzwischen hinter mich getreten war. „Sorry“ sagte ich leise, den englischen Ausruf für das deutsche „Verzeihung“. Im nächsten Augenblick war ich mir meines Feh-

lers schon bewußt, denn ich hätte meine Entschuldigung natürlich in Gustrati, der von den Parsen benutzten Sprache, vorbringen müssen. Daran hatte ich in meiner Verwirrung nicht gleich gedacht. Jedenfalls zog ich es vor, der Dame nicht erst ins Gesicht zu sehen, um festzustellen, ob mein Fehler irgendwelchen Eindruck gemacht habe, sondern zog mich mit schneller Wendung in die Dunkelheit des übrigen Raumes zurück.

Während wir weiter gebetemurmelt dem Flammenspiel zusahen, betrat ein weißgekleideter Priester das Gemach, der mit monotoner Stimme uralte Gesänge anstimmte und währenddessen mit einem Haken das Feuer von Asche und Schlacken reinigte. Die untere Geschichtshälfte war durch ein Tuch verhüllt, um jede Verunreinigung des heiligen Feuers durch den Atem zu verhindern. Danach gab er der Flamme neue Nahrung, indem er mit der einen Hand frische Holzstücke hinzulegte. Gleichzeitig bewegte er mit der anderen Hand den Strang einer dicht dabei aufgehängten Glocke, um die Aufmerksamkeit der Anbetenden auf die heilige Handlung zu ziehen. Feierlich durchschallten die Schläge den Tempel und verlangten.

Damit war die Zeremonie, die mehrmals während eines Tages wiederholt wird, beendet. Die inzwischen eingetretenen neigten sich wieder auf die Schwelle des Allerheiligsten, was während der heiligen Handlung unterblieben war.

Die Zahl der um uns herumstehenden hatte sich nun so vergrößert, daß wir es vorzogen, uns zurückzuziehen, ehe irgendein Bekannter meinen Führer ansprach. Schon ganz sicher geworden, hielt ich auch draußen im Licht wieder allen Blicken stand, bis wir uns rasch unsere Schuhe angezogen hatten und sinnend unsere Schritte heimwärts lenkten.

Die Launen eines Nabobs

Der Maharadscha von Alwar hat kürzlich mit seinem großen Gefolge in einem Mailänder Hotel zahlreiche Apartments bezogen. So stolz die Hotelverwaltung auf den illustren Gast war, so große Opfer mußte sie bringen, um den eigenartigen Wünschen und Vorurteilen ihres hohen Gastes gerecht zu werden und zu verhindern, daß er ein anderes Hotel zu seiner Residenz auswählte.

Als sich nämlich der Nabob von Alwar mit seinem Troß von Ärzten, Sekretären und Dienern und der Kleinigkeit von 140 Koffern in dem Hotel einfindet, war der erste Weg seines Haushofmeisters zu dem Direktor des Hotels, dem er die Befehle seines hohen Herrn überbrachte. Um den Wünschen des Maharadscha zu entsprechen, mußten vor allem aus den zahlreichen Zimmern des Flügels, den der Prinz mit seinem Gefolge in dem Hotel bewohnte, alle Nachtkästchen aus den Schlafzimmern entfernt werden. Ihnen folgten sogleich alle Sofas und Stühle, die mit Leder überzogen waren, denn der Maharadscha würde es um keinen Preis der Welt gestatten, daß ein Mitglied seines Gefolges auf den irdischen Resten eines unschuldigen Bierkühlers Platz nimmt, am allerwenigsten würde aber er selbst eine derart profane Schändung der unschuldigen Krenturen begehen. Schließlich mußten auch alle Leinwandgewebe das traurige Schicksal der Verbannung aus den Brunträumen des Maharadscha teilen, Bettlaken, Decken und Handtücher waren verpönt. Wie es einem Fürsten entspricht, wurden sie durch Gewebe in heller Seide ersetzt. Erst dann fand das Gewissen des Mächtigen wieder seine Ruhe.

Was tut der kleine Jockey?

Man verbinde die Zahlen der Reihenfolge nach durch gerade Striche und es ergibt sich des Rätsels Lösung.

Sport vom Sonntag

Auf vier Fronten

„Primorje“ besiegt „Gradjansti“ mit 4:1 / „Slavijas“ (Sarajevo) 1:8-Katastrophe gegen BSK / Krawall in Ofjet / „Slavija“ (Ofjet) — „Hajduk“ beim Stand 1:0 abgebrochen / „Concordia“ — BSK 2:1

Maribor, 30. Juli.

Schon die erste Runde der zweiten Hälfte der Ligalämpfe brachte einen aufgeregten Spieltag, der auch nicht mehrerer Ueberraschungen entehrte. Zunächst interessierte allseits der Ausgang des Treffens „Gradjansti“ — „Primorje“. „Primorje“ konnte in erster Linie wegen des ausgezeichneten Spieles der beiden Brüder Bertone einen beachtenswerten Sieg von 4:1 feiern und sich auf den fünften Platz in der Tabelle hinaufschleppen, während „Gradjansti“ die Führung dem BSK überlassen mußte. An zweiter Stelle liegt nach wie vor „Concordia“, dann folgen „Gradjansti“, „Hajduk“, „Primorje“, „Jugoslavija“, „Nasib“, „Bosvodina“, „Slavija“ (Sarajevo) und „Slavija“ (Ofjet). In Ofjet kam es zu traurigen Zwischenfällen, so daß schließlich die Polizei das Spielfeld räumen mußte. Das Spiel wurde beim Stand 1:0 zugunsten „Slavijas“ abgebrochen.

Ljubljana, 30. Juli

Das von der ganzen Sportgemeinde mit größtem Interesse erwartete Spiel „Primorje“ — „Gradjansti“ nahm einen recht eigentümlichen Verlauf. Zunächst dominierten die Zagreber, die auch alsbald mit 1:0 in Führung lagen. Erst nach der Pause fanden sich die „Primorje“-Stürmer zusammen, die dann überraschend energisch loslegten. Mihelcic machte verzweifelte Anstrengungen, doch konnte er eine 1:4-Niederlage seiner Mannschaft nicht verhindern. Die Treffer erzielten Bertonek, Erman, Zemljic und Slapar. Den Kampf, der endlich wieder einmal ein positives Ergebnis der Kraftprobe zwischen Ljubljana und Zagreb brachte, leitete recht gut der Beogradser Schiedsrichter Ing. Popovic.

Zagreb, 30. Juli.

Staatsmeister „Concordia“ mußte alle Register seines Könnens aufziehen, um noch gegen die Beogradser „Mateure“ mit 2:1 (1:1) die Oberhand zu behalten. Schiedsrichter war der Beogradser Mész.

Ofjet, 30. Juli.

Einen aufregenden Verlauf nahm der Kampf zwischen „Hajduk“ aus Split und der hiesigen „Slavija“. „Hajduk“ war

in der ersten halben Stunde klar überlegen, doch konnte er keinen Treffer buchen. Dagegen gelang es „Slavija“ durch einen Durchbruch einen Erfolg zu erzielen. Nach diesem Goal wurde die Gangart immer härter, wobei beiderseits schlimme Verletzungen ausfielen. Schließlich unterbrach der Polizeibeamte den Kampf und forderte den

Schiedsrichter Rosenfeld aus Zagreb auf, jede Gewalttätigkeit zu verhindern. Rosenfeld versuchte alles, doch vergeblich. Schon in der zweiten Minute nach Wiederbeginn schloß er einen „Hajduk“-Spieler wegen unerlaubten Starts aus, der aber nicht das Feld verlassen wollte. Es kam zu einem erregten Ekzels, wobei sich mehrere Spieler auf Rosenfeld stürzten und ihn verprügelten. Rosenfeld pfliff das Spiel noch ab und verließ dann fluchtartig das Feld.

Beograd, 30. Juli.

Der BSK, das jugoslawische Wunderteam, konnte heute einen überlegenen Sieg von 8:1 (6:1) landen. Der Gegner war die Sarajevoer „Slavija“, die heute wohl gar nichts zeigte, sodas die Aufgabe für die Beogradser nicht einmal so schwer war.

Der einmal SHELLTOX verwendet der sucht nichts anderes

Der Davis-Cup gehört England

England siegt mit 3:2 / Borotra und Brugnon gewinnen das Doppel / Cochet schlägt Austin / Perry erringt den siegreichen Punkt

Paris, 30. Juli.

Nach der 2:0-Führung im Herausforderungskampf um den Davis-Cup unterlagen die Engländer tags darauf im Doppel. Lee, der anstatt Perry eingestellt wurde, und Hughes gefährdeten die Franzosen Borotra und Brugnon nur im zweiten Set, sonst war die Ueberlegenheit der Franzosen offensichtlich. Mit 6:3, 8:6, 6:2 besetzten Borotra, der der beste Mann am Platz war, und Brugnon den Kampf.

Es stand also 2:1 für England. Als dann heute Cochet zum Kampf gegen Austin antrat, erreichte der Kampf seine Kulmination. Austin wehrte sich ausgezeichnet, so daß Cochet wohl ganz den Weltmeister aus sich hervorzuholen mußte, um in fünf aufregenden Sätzen den Punkt für Frankreich zu gewinnen. Der Einstand von 2:2 war damit erzielt.

Alles glaubte bereits, daß nun doch der fliegende Baste Borotra in die Bresche springen werde. Aber Borotra kam wieder nicht. Merliu mußte den aussichtslosen Kampf gegen Perry aufnehmen. Der Engländer spielte herrlegend, sodas die gro-

ßen und verzweifelt Anstrengungen Merlins zunichte gingen. Perry behielt nach vier Sätzen die Oberhand.

Der Davis-Pokal, der seit 1927 Frankreich an den Gestaden der Seine in Gewahrsam hielt, wandert nun über den Ärmelkanal nach England. Wird es den Musikern gelingen, ihn wieder zurückzuerobieren, das ist die Frage, mit der sich schon heute die Tenniswelt den Kopf zerbricht.

Auch „Victoria“ scheidet aus.

Split, 30. Juli.

Im Rückspiel gelang es dem SK Split die Zagreber „Victoria“ mit 3:1 zu schlagen. Da „Victoria“ im ersten Spiel nur eine 1:1 erzielte, scheidet somit die Zagreber aus, während der SK Split mit dem Sieger aus der Ost-Zone zusammentrifft. Die Papierform steht Kopf.

Radio

Montag, den 31. Juli.

Ljubljana: 12.15: Schallplatten. — 18.20: Radioorchester. — 19.30: Esperanto. — 20.20: Uebertragung aus Zagreb. — Beograd, 11.30: Schallplatten. 12.05: Konzert. — 18.30: Plauderei. 20.30: Uebertragung aus Zagreb, Radioorchester. — Wien: 11.30: Schallplatten, 12: Mittagskonzert. — 15.30: Rajcs Bela spielt Gramophon. — 17.25: Konzertstunde. — 18.30: Vortrag. — 19: Unterhaltungskonzert. — 20.45: Konzert, 22.45: Tanzmusik auf Schallplatten. — Breslau, 20: Volkstümliches Konzert. — Straßburg, 20.45: Gala-Abend. Samson und Palita. — München, 20: Instrumentalkabarett, — 21.45: Eine ländliche Szene mit Gesang. — Leipzig, 20: Blasenzert. — 21.45: Lieber zur Laute. — Bukarest, 19.20: Chorkonzert auf Schallplatten. — 20: Schubert Oktett (Schallplatten) 20.40: Vortrag. — 20.55: Moderne Musik auf zwei Klavieren. — Rom, 20.30: Leichtes Konzert, heitere Plauderei. — Zürich, 19.05: Unterhaltungskonzert. — 19.30: Englischer Vortrag. — 20: Konzert. — Prag, 20.40: Textilien in der modernen Haushaltung. — 20.04: Mandolinenzert. — 20.45: Viederkonzert. — Norditalien, 20.15: Schallplatten. — 21.15: Operette. — München, 20: Figaros Hochzeit. Oper. — Budapest, 19.30: Aus Brahms Werken. — 21.15: Zigeunermusik. — 22.20: Schallplatten. — Warschau, 20: Operette. — 22.45: Tanzschallplatten. — Königsberg, 20: Instrumental-Kabarett. —

21: Bier Liebe und kein Geld. — Davenport, 18: Pieberchluß. — 19: Orchesterkonzert. — 21.35: Musikalische Phantasie. — 22.20: Violinkonzert.

Nervenleidenden und Gemütkranken schafft das überaus milde, natürliche „Franz-Josef“-Bitterwasser regelmäßigen Stuhlgang, gute Verdauung und erhöhte Schlaf. Nach Erfahrungen berühmter Nervenärzte ist der Gebrauch des Franz-Josef-Wassers auch bei Erkrankungen des Gehirns und des Rückenmarks aufs angelegentlichste zu empfehlen.

Das „Franz-Josef“-Bitterwasser ist in Apotheken, Drogerien und Spezereihandlungen erhältlich.

Mus aller Welt

Vulkanpanik auf Sumatra.

Sonbon, 30. Juli. Wie man über Singapore erfährt, haben Eruptionen im Vulkangebiet der Bai von Kroe auf Sumatra einen außerordentlich gefährlichen Umfang angenommen. Im Bereich des Vulkans Soeal erfolgen seit mehreren Tagen explosionsartige Eruptionen bis zu einer Höhe von 1100 Meter. Unter ungeheurem Getöse werden stellenweise über tausend Meter hohe Dampffontänen emporgeschleudert. Die Ausbrüche erstrecken sich auf eine Ausdehnung von fünf Kilometer Länge und anderthalb Kilometer Breite. Die Häuser im Gebiet von Kroe sind bereits mit einer dicken Aschenschicht bedeckt. Die Bevölkerung ist panikartig geflüchtet. Die Gipfel des vulkanischen Barisan-Gebirges sind in dunkle Rauchwolken gehüllt, die zahlreiche Feuergeraben blühartig durchzucken. Dichte Staubwolken verhüllen die Sonne.

Der Sommerfroschen: Sommerproffen!

Es ist die Zeit der Gurken, und mit ihnen bietet sich auch ein vorzügliches Mittel im Kampf gegen die gefürchteten Sommerproffen. Man nimmt eine dicke, saftige Gurkenscheibe und reibt damit recht oft die fleckige Haut ein. Der Saft muß auf der Haut eine halbe Stunde trocknen, dann wird mit warmem Wasser nachgewaschen. Man kann auch Bilsentkraut und Kamillenblumen aufkochen. Mit diesem Tee werden die Sommerproffen morgens und abends angefeuchtet. Als drittes: einzelne, wenige Flecke lassen sich gut mit einer Zitronenscheibe oder mit Zitronensäure-Lösung (1:20) betupfen.

Ein Schwimmlehrer ertrinkt beim Schwimmen unterrichtet.

Der 19jährige Matthias Drabant aus St. Veit war als ausgezeichnete Schimmer bekannt. Eines Tages badete er mit einigen Freunden einem kleinen See in der Nähe seines Heimatortes, wo er auch zweimal wöchentlich Schwimmunterricht abzuhalten pflegte. Da einer seiner Kameraden nicht schwimmen konnte, wollte Drabant ihn in diese Kunst einweisen. Nach einigen Schwimmübungen an einer flachen Stelle des Teiches wurde der Unterricht im Tiefsen fortgesetzt. Mit beiden Armen hielt der Lehrer den Körper des Nichtschwimmers, während er selbst sich durch Bassretreten über Wasser hielt. Plötzlich bemerkte der Nichtschwimmer zu seinem Entsetzen, daß sein Lehrer lautlos unterging. Er selbst versuchte nun verzweifelt, sich über Wasser zu halten und stieß gellende Hilferufe aus. Im letzten Augenblick konnte er von seinen Kameraden vor dem Ertrinken gerettet werden. Nach kurzer Zeit fand man auch die Leiche des jungen Drabant. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Selbstmord in der Regentonne.

Eine 64jährige Witwe aus Lille verfiel nach dem Tode ihres Gatten in unheilbare Schwermut. In der letzten Zeit äußert sie des öfteren Selbstmordgedanken, die ihre Verwandten aber nicht ernst nahmen. Immer wieder wünschte sie sich den Tod herbei, der sie von der Eintönigkeit ihres Daseins erlösen sollte. Als man die Witwe ein paar Tage lang nicht gesehen hatte, stellte man Nachforschungen an und fand sie in der Regentonne ihres kleinen Laubengrundstückes tot auf. Sie hatte ihrem Leben freiwillig ein Ende gemacht.

Verplappert.

„Fred, solche Streitereien wie zwischen Mama und Papa wird es doch hoffentlich bei uns nicht geben!“ — „Rein, nein, bestimmt nicht.“ — „Mama hat auch gesagt, du wärest leichter unterzuliegen als Papa.“

Zu vermieten

Sev. möbl. Zimmer i. Zentrum ev. mit Verpflegung für 1 od. 2 Personen. Bad, Telefon ab 1. August zu vergeben. Antrage Bern. 9083

Möbl. Zimmer mit jep. Eingang zu vermieten. Cvetkova ul. 23/3. Müdic. 9164

In modernem Haus womöglich Parknähe wird 1- oder 2-bettiges Zimmer mit Bad gesucht. Anträge unter „Modernes Zimmer“ an die Bern. 9165

Offene Stellen

Selbsterziehungslehre, jüngere Kraft, lacht Fabrik im Küstenlande. Eintritt sofort. Offerten mit Angabe der bisherigen Dienststellen sowie genaue Angabe der Gehaltsansprüche an die Bern. unter „Kobashear“. 9166

Leset und verbreitet die



IN DEN PERIEN NIMMT MAN BEIM BADEN UND SONNENBAD Adriatic-Tan Cream

Alle Jahresabonnenten erhalten gratis ein Goldfüllfeder 14 karat. orig. amerik. (Parker system mit Druckfüllung) oder Kürschners Handlexikon (900 Seiten in 32 Tafeln) oder eine Markenröhre. Verlangen Sie noch heute kostenlose Probenumer von der ADMINSTR DER RADIOWELT. WIEN PESTALOZZIGASSP 6. Ausdrücklichste Radioprogramme Interessante Lektüre reichhaltiger technischer Teil Bauanleitungen Kurze Wellen Tonfilm Sprachkurse spannende Romane, viele Kupferdruckillustrationen

Versicherungssumme eine Million

Roman von Lola Stein

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Hast du es wirklich nicht gemerkt?“ gibt sie verwundert und beunruhigt zurück. „Wenn ich dir sage, daß ich gerade heute fest entschlossen war, Papa meine Schulden einzugestehen und um Begleichung zu bitten, da hast du meine Antwort, Inge.“

Sie wird noch bleicher. „Du hast Schulden gemacht, Carlo?“

„Ist das etwas so Unerhörtes, Inge? — Kommt es nicht häufig vor bei Söhnen aus reichem Hause?“

„Wir gehören oben keinem reichen Hause mehr an, Carlo.“

„Das wußte ich nicht“, gibt er kurz zurück. „Du hättest es wissen müssen“, stößt sie leidenschaftlich heraus. „Dein Nichtwissen zeigt, wie wenig du gearbeitet hast, wie wenig dich alles interessiert, was dir das Nächste und Liebste sein mußte.“

Sie bricht mit starker Willensanstrengung plötzlich ab, als sie in Carlos Gesicht blickt, das sich qualvoll verändert hat. Sie will ihm ja keine Vorwürfe machen, sie nicht.

Es ist der ewige Kampf, der ewige Streit im Haus Detleffen, daß Carlo nicht genügend Liebe für die alte Firma hat. Daß er kein geborener Kaufmann ist wie die Geschlechter vor ihm. Daß er sich lange sträubte, einer zu werden, und schließlich nur widerwillig der Notwendigkeit nachgegeben hat.

Aber so wenig Interesse wie in den letzten Monaten, solche Gleichgültigkeit und Passivität hat er doch früher nie gezeigt.

Schulden hat er gemacht! Wieviel und für wen, grübelt das Mädchen verzagt. Sie

wagt nicht weiterzufragen.

Denn auch von ihr hat Carlo sich ja in der letzten Zeit entfernt. Das schöne, vertrauensvolle Verhältnis von einst scheint sich zerrissen. . .

„Herr Detleffen arbeitet mit Herrn Buchner“, wird ihnen im Büro gesagt. Gedrückte Stimmung herrscht bei den Angestellten.

„Alle wissen hier mehr als ich“, denkt Carlo in tiefster Beschämung. Er begreift seine Interesslosigkeit in diesem Augenblick selbst nicht mehr.

„Ich denke, wir versuchen trotzdem gleich mit Onkel zu sprechen“, schlägt Ingeborg vor. Der alte Prokurist und Vertraute stirbt ja nicht.

Sie fragen an, ob der Seniorchef sie empfangen will, und werden vorgelassen.

Außer Buchner ist noch der Oberbuchhalter im Zimmer, Lorenz Detleffen verabschiedet ihn. „Ich lasse Sie später noch einmal rufen, lieber Wilms.“

Dann wendet er sich den beiden jungen Leuten zu.

„Nun, Carlo?“

„Papa“, er ringt nach Worten. „Es ist mir furchtbar, daß ich dir in der letzten Zeit, die so schwer war, keine Stütze gewesen bin.“

„Nicht nur in der letzten Zeit“, versteht Lorenz Detleffen trocken.

Eine Glatze jagt über das dunkel getönte Gesicht des jungen Menschen. Er ähnelt seiner schönen Mutter. Beide Kinder, die die Brasilianerin Juana geboren, haben — bis auf die blauen Detleffenschen Augen — ihr

äußeres geerbt und daneben ihren Gang zur Romantik und Träumerei, ihre Hilflosigkeit dem praktischen Leben gegenüber. Von dem alten Kaufmannsblut der Detleffens zeigt sich in Inge und Carlo nichts.

Ingeborg, früh verwaisst und im Hause des Onkels seit ihrem vierzehnten Jahr erzogen, ist eine echte Detleffen. Klug, offener Tattraft und Entschlossenheit, energisch und zielbewußt.

Das mühsige Leben, das ihre Cousine Inge mit großer Selbstverständlichkeit von jeher führt, hat sie nie begriffen. Sie hat einige Semester Nationalökonomie studiert und vor einem Jahr, als sie Carlos Interesslosigkeit für die Firma und des Onkels schwere Sorgen ganz begriff, erklärt, ihr Studium nicht zu Ende führen zu wollen, sondern schon jetzt, bei ihrer Großjährigkeit, in die väterliche Firma, deren Erbin sie in gleichem Maße wie Lorenz Detleffens Kinder ist, einzutreten.

Ihr Arbeitswille hat Lorenz Detleffen gefallen. Daß es ihr schwer wurde, ihr Studium aufzugeben, daß sie sich zu diesem Schritt nur entschloß, um Carlo zu entlasten und ihm ganz nahe zu sein, daß er von jeher und auch damals wieder die Triebfeder zu all ihrem Tun war, weiß niemand.

Carlo sieht bei den harten Worten des Vaters bestirrt und gedemütigt aus. Er wirft einen hilflosen Blick auf Ingeborg, einen bittenden auf den Prokuristen, der sogleich Miene macht, sich zurückzuziehen.

„Bleiben Sie ruhig, Buchner. Was ich mit meinem Sohn zu besprechen habe, können Sie hören. Geheimnisse werden wir so wie so nicht verhandeln. Jeder im Hause weiß, daß der jüngste Lehrling mehr Interesse und mehr Verständnis für die Firma Detleffen hat als der Sohn und Erbe.“

„Papa . . .“

„Es muß einmal gejagt werden, Carlo. Es

hat sich zuviel Erbitterung und Kummer in mir gesammelt. Alle Bitten und Vorstellungen haben nichts genützt. Du bist deine eigenen Wege gegangen, die außerhalb des Geschäftes lagen. Du hast dich umhört! Du bist ein leidenschaftlicher Sportliebhaber, ein vorzüglicher Tänzer, ein begeisterter Tennispieler, ein veredelter Liebhaber in deinen Kreisen. Nur das, worauf es ankommt, bist du nicht und wirst es niemals sein: ein guter Kaufmann.“

„Ich werde mich bessern, Papa.“

„Dazu dürfte es zu spät sein, mein Junge. Ich will nicht erlauben, daß wir heute anders dastünden, wenn du fleißiger und interessierter gewesen wärest. So ist es nicht. An dem Lauf der Ereignisse hättest du auch nichts ändern können. Aber es tat doch sehr weh, in dieser letzten schweren Zeit allein zu sein. Und wenn ich Ingeborg nicht zur Seite gehabt hätte . . .“

Das Mädchen machte eine bittende Bewegung.

„Es hat keinen Zweck mehr, Onkel, über alle diese Dinge zu sprechen.“

„Vielleicht nicht! Aber laß mich auch einmal etwas Zweckloses tun, mein Kind! Wir beide haben uns ja oft genug über Carlo unterhalten. Ich weiß, wieviel Mühe du dir gegeben hast, ihn zu beeinflussen. Es war umsonst.“

„Ich bin eben nicht tüchtig“, sagte der junge Mann gereizt. „Gegen deine Erfahrung und dein Wissen und gegen Inges fastelhafte Leistungen komme ich nicht auf. Ihr beide habt mich erdrückt.“

„Du hättest dich bemühen können, es Ingeborg gleichzutun, mein Junge. Schließlich ist sie eine Frau, deine zukünftige Frau, Carlo, und nicht dazu geboren, den Platz hier im Kontor auszufüllen, den du bekleiden sollst.“

„Lebendes Gift“ als Handelsobjekt

Das Volk der Schlangenjäger / Amazonen der indischen Dschungel / Schlangentanz im Walzertakt / Giftschlangen als Hausgenossen / Heilung von Schlangenbissen mit Speichel

Von Wilm C I a m e n s.

In der unzugänglichen indischen Dschungel, am Rande der asiatischen Zivilisation, haust ein seltsames Nomadenvolk, das sich seinen Lebensunterhalt mit der Jagd auf gefährliche Giftschlangen verdient, die „Schlangenfänger der Großen Sunderbunds“. Hauptabnehmer für das indische Schlangengift sind die Länder im Süden Europas und die amerikanischen Staaten. Der schwunghafte Handel liegt in den Händen von eingeborenen Mittelsmännern, die sich in den Dörfern am Rande der Dschungel mit einem Abgesandten der Schlangenjäger treffen, selten aber in das gefährliche Gebiet dieses Stammes vordringen. Ein Europäer kann sich nur unter der Führung eines kundigen Eingeborenen in das Gebiet des „Großen Sunderbunds“ wagen, das aus einer ausgedehnten, äußerst ungesunden Sumpflandschaft mit unzähligen kleinen und großen Sümpfen und Inseln besteht.

Hier haust der Stamm der Schlangenschwörer, der zu 80% aus Frauen besteht, die mit Giftspeichel und Lanze ebenso gut umzugehen wissen, wie die Männer. Von allen Seiten schießen kleine, wendige Boote herbei und umringen den Europäer, der neugierig in dieses Schlangenreich einbringt. Mit gelindem Grauen sieht er, daß in den Booten riesige Giftschlangen in flachen Körben zusammengewickelt liegen, die die Frauen mit einer Selbstverständlichkeit zum Kauf anbieten, als handle es sich um bunte Perlenketten. Auch die verschiedensten Gifte, flüssig und in Pulverform, kann man für einen Beutel Salz, das hier als Lederei gilt, oder für ein paar wertlose Glasletten erstehen. Die pfeilbewehrten Amazonen der Dschungel haben nichts dagegen, wenn der Europäer sie und ihre Männer auf dem Schlangengang begleitet.

Die Männer sind von verhältnismäßig kleinem Körperbau und zeichnen sich durch einen eigentümlich starren Blick aus, eine Folge des Schlangenschwörens. Mit flinken Auberkschlägen führen zwei Frauen das Boot mit den Schlangenjägern durch die unüber-

sichtlichen Flußläufe, zwei oder drei andere geben auf die Protobile acht, die man auf den Sandbänken antreffen kann. Ungefähr zwanzig kleinere Boote folgen dicht dahinter, um etwa angreifende Protobile unschädlich zu machen. Zu diesem Zweck haben sie keine anderen Waffen als kurze Lanzen und ein paar vorstichtliche Gewehre, die selbstverständlich auch von den Frauen bedient werden.

In einem jenseitigen Gebiet steigt man aus. Der Schlangenschwörer hockt sich auf den Boden nieder, stellt einen flachen, gut schließenden Korb neben sich und beginnt auf einer Flöte eine eintönige Melodie zu spie-

len. Den Anfang bilden langgezogene, klagende und wimmernde Töne, die für das Ohr des Europäers geradezu unerträglich sind. Dann gehen die Töne in eine Art Balzermelodie über, deren Rhythmus immer betonter und aufreizender wird. Dazwischen schieben sich eigenartige Tonstufen, die jedoch stets bestimmte Töne vermeiden und dadurch merkwürdig sprunghaft erscheinen. Nach ungefähr einer Viertelstunde macht sich im hohen Grase ein eigentümliches Rascheln bemerkbar, dem Europäer, der von sicherem Verstand aus die unheimliche Szene verfolgt, läuft ein kalter Schauer über den Rücken. Sogar die Frauen ducken sich in atemloser Spannung auf den Boden nieder, und das herankriechende Reptil — ein besonders großes Exemplar der gefährlichen Brillenschlange — nicht durch eine Bewegung zu verschrecken. Unter dem geheimnisvollen Mann der Flötenmusik, die jetzt in einem wahnsinnigen Rhythmus ertönt, windet sich die Schlange bis auf wenige Schritte Entfernung zu dem Flötenspieler heran, rollt sich dann zusammen und hebt langsam den Kopf, die Augen starr wie unter dem Einfluß einer unerklärlichen Hypnose. Der Rhythmus der Musik geht schließlich

in einen bössartig klingenden Tanz über. Fast unmerklich wiegt sich der Körper des Schlangenschwörers im Takt der Melodie, und der steil aufgerichtete Schlangenkorb bewegt sich gleichfalls zu dem unheimlichen Rhythmus. Wenn der Schlangentanz auf dem Höhepunkt angelangt ist, bricht der Flötenspieler plötzlich auf dem höchsten und schrillsten Ton ab. Eine Sekunde lang verharrt das Reptil wie erstarrt, und diesen Augenblick muß der Schlangenjäger zum Zupacken benutzen. Mit einem blitzschnellen Griff packt er die Schlange dicht unterhalb des Kopfes und wirft sie in den von der Frau bereitgehaltenen Korb, der darauf fest verschlossen wird. Was am meisten überrascht, ist das Handwerksmäßige dieser gefährvollen Beschäftigung, die den Schlangenschwörer nicht einen Augenblick aus der Fassung bringt.

Das Volk der Schlangenjäger wird von den übrigen Eingeborenen der indischen Wildnis mit fast abergläubischer Scheu betrachtet, denn man sagt ihm vollkommene Immunität gegen Schlangengifte nach. Besonders die Stammesälteste, ein verheiratetes Weibchen von abstoßender Häßlichkeit, gilt beinahe als heilig, weil das stärkste Schlangengift ihr nichts anhaben kann. Sie geht und pflegt riesige Giftschlangen als Hausgenossen und scheut sich auch nicht, ihre giftigen Lieblinge mit ihren wulstigen Lippen zu küssen. Wenn einmal der seltene Fall eintritt, daß bei einem ihrer Stammesgenossen ein Schlangengift gefährlich zu werden droht, so heilt sie die Wunde mit ihrem Speichel. Diese Immunität der Schlangenjäger ist seltsam. Man kann eine Erklärung darin finden, daß im Blut dieser Menschen vielleicht durch frühere nicht tödlich verlaufene Schlangengifte allmählich genügend Gegengifte erzeugt wurden.

Der Vertrieb des „lebenden Giftes“ ist keine sehr einträgliche Beschäftigung. Das meiste verdienen dabei die Zwischenhändler, die aus Kalkutta und anderen großen Städten kommen und sich in einem Marktplatz, der vom Gebiet der „Großen Sunderbunds“ aus zu erreichen ist, mit d. Schlangenfängern treffen. Um den Lebensunterhalt für sich u. ihre vier oder fünf Frauen zu bestreiten, gehen die Schlangenjäger oft mit ihren flachen Körben in den nächsten Ort, wo sie auf dem Marktplatz die Schlangen, denen sie zu diesem Zweck aber vorsichtigerweise die Giftzähne ausgebrochen haben, nach der Melodie der Flöte tanzen zu lassen. Für die gesammelten Almosen erwerben sie dann die nötigsten Lebensmittel.

Im zoologischen Garten



„Sag Vater, ist das Zebra eigentlich ein weißes Tier mit schwarzen Streifen oder ein schwarzes Tier mit weißen Streifen?“